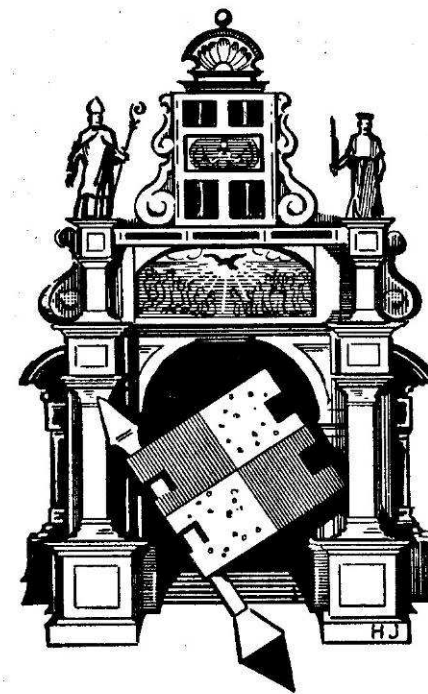
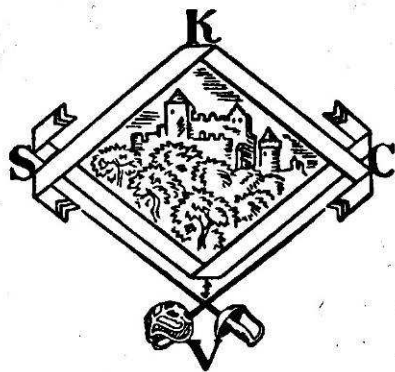




Die geistesgeschichtlichen Grundlagen der Kösener Corps

Neunte Festschrift des HRCB
Herausgegeben zum Kösener Congresse 1962

Die
geistesgeschichtlichen Grundlagen
der Rösener Corps

Festschrift
zum Rösener Congresse vom 6. bis zum 9. Juni 1962
in Würzburg

Neunte Festschrift des HRS CV

Zu unseren Bildern

Die 1958 begonnene heraldische Reihe — der Wappen jener Städte, an deren Universitäten oder Akademien ehemals Köseener oder solche Corps bestanden haben, die später dem HKSCV beigetreten oder lediglich durch äußere Umstände daran gehindert worden sind, nach ihrer inneren Beschaffenheit jedoch Corps der Köseener Art waren — nähert sich ihrem Ende; 1963 wird sie voraussichtlich abgeschlossen sein. Und wir hoffen, daß die diesmal und im nächsten Jahre erscheinenden Wappenblätter zusammen mit den sechs früher bereits erschienenen den Beschauer nicht nur zu dem halb stolzen und halb wehmütigen Gedanken führen: hier waren einmal unsere Corps, sondern daß sie ihn auch in dem Entschlusse stärken werden, den alten Universitäten die Treue zu halten und an den neuen festen Fuß zu fassen.

Wir bringen diesmal die Wappen von Königsberg, Leipzig, Münden, Prag, Riga und Rostock. Sie sind wiederum von dem Köseener Studentenheraldiker Herbert Jeschke getreu nach den Quellen gezeichnet und wappengerecht ausgeziert worden.

Auf dem ersten Blatte — dem siebenten der ganzen Reihe — befinden sich die Wappen von Königsberg und Riga.

Das Wappen von Königsberg ist zweimal gespalten. Das Mittelfeld enthält das Wappen der Altstadt. Es ist von Silber und Rot geteilt und zeigt oben eine rote Krone, unten ein silbernes Kreuz. Das rechte Feld enthält das Wappen des Kneiphofes. Es zeigt in Grün einen aus Wellen wachsenden und blau bekleideten Arm mit einer goldenen Krone in der Hand, der jederseits von einem goldenen Hifthorne begleitet wird. Das linke Feld enthält das Wappen von Löbenicht. Es zeigt in Blau eine goldene Krone zwischen zwei übereinander stehenden silbernen Sternen.

Die Universität wurde 1544 von Herzog Albrecht von Preußen, dem letzten Hochmeister des Deutschen Ordens, gegründet; sein Standbild, vor dem Haupteingange der Universität auf der Dominsel in Stein gemeißelt, wurde von den Köseener Corps in ihre Wappen übernommen. Das Wappen auf diesem Standbilde hinwiederum zeigt den preußischen und den polnischen Adler friedlich vereint: gemäß dem 1525 in Krakau geschlossenen Verträge des Herzoges mit seinem Oheim, dem Könige Sigmund von Polen. Albrecht legte damals sein Ordenskleid ab, huldigte Sigmund als weltlicher Fürst und empfing von dem Könige Preußen als Lehenherzogtum. Dieses Bündnis der beiden weitsichtigen Staatsmänner förderte die Kultur Preußens und erwies sich als ein großer Segen für die Universität.

Die Corps bestanden an der Universität von 1830 an, traten dem Köseener SC 1865 bei und wurden zwischen 1933 und 1936, zum Teile unter Verhaftung der Aktiven, suspendiert.

Von Riga bringen wir das Wappen aus dem Jahre 1349. Es zeigt in Silber eine rote Stadtburg. Zwischen den Türmen befinden sich zwei gekreuzte Schlüssel, die auf den Ursprung der Stadt aus einer Niederlassung der bremischen Hanse um 1161 hinweisen. Über den gekreuzten Schlüsseln sehen wir eine schwebende goldene Krone, wahrscheinlich vom schwedischen Könige verliehen, während Riga (1621—1710) zu Schweden gehörte. Unter der Krone zeigt das Wappen ein ebenfalls goldenes Ordenskreuz, welches seit der Zeit der Herrschaft des Deutschen Ordens daselbst (1201—1561) überliefert ist. Im offenen Tore erscheint ein gekrönter goldener Löwenkopf.

Die Universität wurde 1862 als Technische Hochschule gegründet und ist seit 1920 lettische Staatsuniversität.

Die Corps — unter ihnen Concordia Rigensis und Curonia — bestanden daselbst von 1865 an und wurden 1938 suspendiert.

Auf dem zweiten Wappenblatte — dem achten der ganzen Reihe — befinden sich die Wappen von Prag und Leipzig.

Das älteste Wappen von Prag führt in Rot ein dreitürmiges silbernes Stadttor mit goldenen Torflügeln und Dächern. In dieses Wappen hinein verlich Kaiser Friedrich III. 1462 einen sich im offenen Tore zeigenden geharnischten Schwertarm: zum Danke dafür, daß die Prager ihre Feste von den rebellierenden Wienern, durch die der Kaiser in der Prager Burg belagert wurde, befreit hatten.

Die Universität wurde 1348 von dem Könige Karl Ferdinand IV. von Böhmen gegründet.

Die Corps bestanden an ihr von 1862 an, traten dem Kösener SC 1919 bei und wurden 1938 suspendiert.

Die Universität Leipzig wurde 1409 durch Markgraf Friedrich den Streitbaren gegründet, nachdem durch den bekannten Erlaß König Wenzels (welcher an der Universität der böhmischen Nation drei, den drei nichtböhmischen Nationen aber zusammen nur eine Stimme in der akademischen Selbstverwaltung gab) die bayerische, die sächsische und die polnische Nation gezwungen worden waren auszuwandern. Der Markgraf nahm die Vertriebenen auf und gründete die Hochschule für sie (Näheres siehe „Einst und Jetzt“, Band IV, S. 161 ff.). So hat Leipzig die Tradition der aus Prag vertriebenen Nationen fortgesetzt; und darum bringen wir es jetzt im Anschlusse an Prag.

Das Wappen von Leipzig führt, von Blau und Gold gespalten, vorn einen goldenen Löwen und hinten zwei blaue Pfähle. Der Löwe stammt aus dem markgräfllich Meißener, die Pfähle stammen aus dem Landsberger Wappen.

Die Corps bestanden in Leipzig von 1807 an, traten dem Kösener SC 1848 sofort bei und wurden 1935 suspendiert; jedoch hat Lusatia daselbst sich 1942 wieder aufgetan: als freies Corps Misnia, hat sogar versucht, den Kösener SC wiederherzustellen, ist aber Anfang 1945 den Verfolgungen durch die Geheime Staatspolizei zum Opfer gefallen (Näheres siehe „Einst und Jetzt“, Band I, S. 28/29).

Auf dem dritten Blatte — dem neunten der ganzen Wappenreihe — befinden sich die Wappen von Rostock und Münden.

Das Wappen Rostocks, der alten mecklenburgischen Hansestadt, zeigt in Blau einen rot bewehrten aufgerichteten goldenen Greifen mit roter Zunge. Der Greif — wie ihn die mecklenburgisch-pommerische Küste gern in ihren Stadtwappen führt — ist im Rostocker Wappensiegel schon 1307 bezeugt.

Die Universität wurde 1419 während der Hansezeit der Stadt gegründet. Die Corps bestanden daselbst von 1824 an, traten dem Kösener SC 1882 bei und wurden zwischen 1935 und 1936 suspendiert.

Münden — auch Hannoversch-Münden genannt — führt als Wappen seit dem 17. Jahrhunderte in Rot eine silberne Burg mit breitbedachtem goldgekröntem Mittelturme zwischen jederseits zwei spitzbedachten Seitentürmchen, an der Torstelle belegt mit einem roten Schilde, in welchem sich ein goldener (und zwar der braunschweigische) Löwe zeigt.

An der 1868 gegründeten Mündener Forstakademie bestand das 1907 in Berlin gegründete Corps Saxonia seit 1930; es trat 1931 dem Kösener SC bei und wurde 1935 suspendiert.

Zum Geleite

Der Ursprung der Corps aus dem klassischen Denken Goethes und Schillers ist in den Kösener Festschriften der Jahre 1956, 1958, 1959 und 1960 dargelegt worden; hingegen ist die Herkunft derjenigen klassischen Gedanken, von denen die Gründer der ersten Corps begeistert worden sind, bisher noch nicht in das Kösener Studium Generale aufgenommen worden. Darum haben wir den Herausgeber der Kösener Festschriften, Herrn Dr. Friedrich Hielscher Normanniae Berlin, gebeten, dieser Herkunft nachzugehen, und legen seine Untersuchung hiermit vor, zugleich in der Hoffnung, dadurch nicht nur zur Erkenntnis unserer Vergangenheit, sondern auch zum künftigen Wachsen und Gedeihen unseres Verbandes im alten Geiste beizutragen.

*Der Vorort im HKSCV
der SC zu Berlin
das in Vorortsachen
präsidierende Corps
Borussia*

Die geistesgeschichtlichen Grundlagen der Kössener Corps

1. Goethe und Schiller

Jeder freie Mann und jeder Bund aus freien Männern hat seine eigene Hoheit. Auf ihr beruht die Würde der Menschen. Darum steht sie einem Jeden in gleichem Maße zu. Darum ist sie aber auch so vielgestaltig und vielgesichtig, wie die Menschen und ihre Bünde oder Vereine sind.

Weil sie einem Jeden zusteht, darf diese ihre Vielgestalt Keinem zu nahe treten. Deswegen ist ein Jeder, der kraft eigener Hoheit zu handeln unternimmt, verpflichtet zu sagen, was er meint, darf und muß er doch — wenn Freie in Freiheit mit einander leben wollen — das Nämliche von einem jeden Anderen erwarten.

Die Hoheit, in deren Namen der Kössener Senioren-Convents-Verband zu handeln unternommen hat, die Hoheit, in deren Dienst er sich stellen will, ist die des Geistes, der Niemandem als allein der Wahrheit untertan ist.

Wir verdanken diese Aufgabe Wolfgang Goethe und Friedrich Schiller. Sie haben gewußt, wer dem Menschen die Freiheit des Geistes gibt:

„Das Gesetz nur kann uns Freiheit geben.“

So hat Goethe gelehrt¹⁾; und Schiller, welcher erst der französischen Revolution gehuldigt hatte, sagt ihr jetzt in der „Glocke“ ab und spricht die Ordnung heilig, den Gehorsam vor dem sittlichen Gesetze, welches die Willensfreiheit voraussetzt, und dessen Dienst dem Geiste die Freiheit des Handelns gewährt.

Wie gewinnen wir diese Ordnung? Wie erfüllen wir das Gesetz, auf welchem sie beruht? Wo sollen wir da anfangen und aufhören? Aufhören werden wir niemals dürfen; denn das Gesetz wird uns immer neue Aufgaben stellen. Aber wie wir anzufangen haben, das lehrt uns Schiller²⁾:

„Keiner sei gleich dem Andern,

doch gleich sei Jeder dem Höchsten.

Wie das zu machen? Es sei

Jeder vollendet in sich.“

Diese Vollendung wird Jedem vor Augen gestellt und Jedem angeboten. Jeder kann sie erstreben. Aber Keiner kann es allein. Und niemals kann es die Menge. Warum ist es der Menge versagt?

„Du prüfst das allgemeine Walten,
es wird nach seiner Weise schalten“:

¹⁾ „Natur und Kunst“, IV, 3.

²⁾ „Aufgabe“ (in den „Votivtafeln“).

merkt Goethe an³⁾) und hält es nicht erst für nötig, das Schalten näher zu beschreiben. Schiller ist da sehr viel offener⁴⁾:

„Edler Freund! Wo öffnet sich dem Frieden,
wo der Freiheit sich ein Zufluchtsort?
Das Jahrhundert ist im Sturm geschieden,
und das neue öffnet sich mit Mord.“

Wohin aber soll man sich wenden, wenn dies die Weise ist, nach welcher das allgemeine Walten zu schalten pflegt? Goethe antwortet⁵⁾:

„Gefelle dich zur kleinsten Schar!“

Das ist der Rat des Meisters, welcher jenes allgemeine Walten geprüft hat. Indessen wie folgt man diesem Rate? Wiederum hilft uns Schiller⁶⁾:

„Tausend Andern verstummt,
die mit taubem Herzen ihn fragen,
dir, dem Verwandten und Freund,
redet vertraulich der Geist.“

Der Geist also ist es, welcher hinzukommen muß, wenn wir der Vollendung wirklich entgegenstreben wollen. Und dieser Geist kommt nur, wenn man nicht sich selber genügen will, sondern im Bunde mit dem Anderen zu geben bereit ist, was Keiner allein, aber Jeder dem Anderen und Alle gemeinsam zu geben fähig sind: dem Geiste nämlich, was des Geistes ist, auf daß er uns gebe, was sein ist.

„Wer immer strebend sich bemüht,
den können wir erlösen“:

verheißt die Überirdischen⁷⁾ demjenigen, welcher seinen Bund auf den Geist hin gewagt hat, und der daraufhin zum Meister eines jenseitigen, eines ewigen Gefolges berufen wird, wie er auch sein diesseitiges gelehrt und geleitet hatte.

Schiller wagt es zu sagen — schon bevor er den Bund mit Goethe geschlossen hatte und sein Gefolge geworden war —, wessen sich ein solcher Bund unterfangen darf:

„Arm in Arm mit dir,
so fordr' ich mein Jahrhundert in die Schranken.“

So schließt Don Carlos, nachdem er seine Freundschaft mit dem Marquis Posa erneuert und beschworen hat⁸⁾.

Aber was heißt das? Damit stehen wir vor der Aufgabe, die inmitten des Verfalles unserer Kultur durch die technokratische Zivilisation auf einen Jeden zukommt. Sie läßt sich nicht mit den Kräften dieser Gegenwart,

³⁾ „Vermächtnis“ 1829, VI, 4—5.

⁴⁾ „Der Antritt des neuen Jahrhunderts“, I.

⁵⁾ „Vermächtnis“ 1829, VI, 6.

⁶⁾ „Der Griechische Genius“.

⁷⁾ Faust, Zweiter Teil, 5. Aufzug, Bergschluchten.

⁸⁾ „Don Carlos“, 1. Aufzug, Schluß.

sondern nur aus dem Geiste jenes Jahrhunderts lösen, zu welchem Schiller sprach.

Erfüllt von den Träumen des Marquis Posa — 1786 war der Don Carlos erschienen, 1788 von zwölf Briefen Schillers erläutert — begrüßte die akademische Jugend Schiller 1789 stürmisch als den Ihren. Im selben Jahre ist das älteste heute bestehende Corps gegründet worden (die Guestphalia zu Halle).

Was setzt der Don Carlos voraus? Was mußte geschehen, bevor er möglich war? Und was vollends, damit er geschrieben werden konnte? Das ist die Frage, der wir uns nunmehr zuwenden.

B. Die Geschichte der Grundlagen

1. Die Renaissance

Wir gehen in der Festschrift dieses Jahres also rückwärts über den klassischen Idealismus, über den geistigen Ort hinaus, an welchem die Corps entstanden sind: zurück bis zu den Wurzeln, aus denen oder gegen die Goethes und Schillers Welt gewachsen ist. Und diese Wurzeln werden uns erst den Weg verstehen lassen, welchen der HKSCV vom 18. Jahrhunderte bis zur Gegenwart gegangen ist. Denn auf diesem Wege begegnen wir jenen Wurzeln Tag für Tag.

Das europäische Mittelalter hatte zwei verschiedene Menschenschläge geprägt und durch sie nacheinander zwei verschiedene Herrschaftsformen entwickelt:

die erste imperial durch den homo religiosus vom Metaphysischen her deduktiv und synthetisch, Befehl und Gehorsam fordernd und erhaltend,

die zweite national durch den homo faber vom Biologischen her induktiv und analytisch, Experiment und Erfindung ebenso strikte fordernd und ebenso strikte erhaltend.

Gegen beide Herrschaftsformen versuchte die Renaissance die Handlungsfreiheit des Menschen zu wahren oder wiederherzustellen, aber nicht wie die Mystik intensiv und organisch, sondern extensiv und organisierend, und darum nicht kontemplativ durch Einkehr oder Heimkehr zu den Quellen, sondern tyrannisch Gewalt gegen Gewalt setzend.

Folglich auch nicht wie die Mystik in brüderlichen Bündeln (welcher religiösen Herkunft auch immer; die Beghinen und Begharden waren christlich, die Brüder des Freien Geistes, zu denen Hieronymus Bosch gehört haben dürfte, waren heidnisch), sondern selbstherrlich kraft eigenmächtig auf den Schild erhobener Autonomie des Menschen.

Dem entsprach ihr Leitbild des uomo singulare, des uomo unico⁹⁾, der sich selbst genug ist. Und an diesem Leitbilde ist die Renaissance gescheitert.

⁹⁾ dessen Bedeutung für diese Zeit Burckhardt im 1. Kapitel des II. Abschnittes seiner „Kultur der Renaissance in Italien“ mit Fug hervorhebt.

Burckhardt führt dieses Leitbild auf die Gewaltherrschaften zurück, die Italien schon im 14. Jahrhunderte hervorgebracht hatte. Erstaunlicher Weise sieht er sie als Ursache für die Entwicklung der Individualität (nach jenem Leitbilde) an, und zwar nicht nur bei den Unterworfenen, sondern auch bei den Unterwerfern selbst, während es auf der Hand liegt, daß Niemand ohne eine solche entwickelte Individualität sich hätte zum Gewaltherrscher aufschwingen mögen und können.

Man sehe sich nur die Medici an: weil sie dem Leitbilde folgend selbstherrliche Persönlichkeiten sind, die von Niemandem abhängig sein wollen, darum regieren sie als Gewaltherrscher auf so einmalige Weise.

Dabei schwebt ihnen wie der Zeit die Allseitigkeit der selbstbestimmten Bildung vor¹⁰⁾, ohne die man jene Unabhängigkeit in der Tat nicht einmal anstreben, geschweige denn erreichen kann.

Aber schon diese Allseitigkeit ist nicht erreicht worden, so vielseitig die Geister auch waren, die nach ihr strebten. Das Beispiel Lionardo da Vincis zeigt, warum es unmöglich war. Er fand die Weisheit und die Liebe des homo religiosus vor und begehrte nach ihren Schätzen, gibt es ohne sie doch keine Kunst. Und er fand das Wissen und die Lieblosigkeit des homo faber vor, nach deren Erfolgen er nicht minder begehrte, hat man ohne sie doch keine Gewalt über seine Zeit.

Er wollte das Unvereinbare vereinen und mußte es wollen, weil er von dem einen wie von dem anderen Menschenschlage gleichermaßen unabhängig sein und nur sich selbst verdanken wollte, was er war und hatte.

Darum wurde er hier Cesare Borgias Erster Ingenieur¹¹⁾ und malte dort die Mona Lisa und das Abendmahl; darum baute er hier Bombarden, Mörser, Feldgeschütze¹²⁾, Maschinengewehre¹³⁾ oder Textilmaschinen¹⁴⁾ und zeichnete dort die strahlende, die unbeschwerte Jugend und Schönheit¹⁵⁾.

Indessen hob, was er als oberster Handlanger eines Mörders leistete, das auf, was er als Maler schuf. So beschwor er mit seinen Erfindungen die Apparate und Maschinen, in deren Werkstätten jene Schönheit zum Tode verurteilt war, die er liebte.

Und weil diese Verstrickung im Netze der Technik es Lionardo nicht erlaubte, die Voraussetzungen des Geistes zu Ende zu denken und dessen

¹⁰⁾ Vgl. Burckhardt a. a. O. im 2. Kapitel des II. Abschnittes.

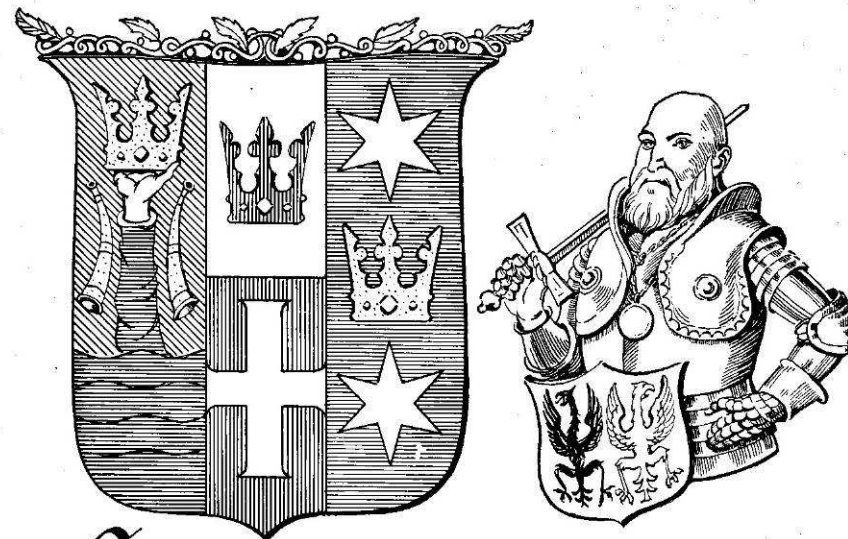
¹¹⁾ Am 18. August 1502 unterschrieb Cesare Borgia in Pavia den Auftrag an Lionardo, als sein Architekt und Erster Ingenieur sämtliche Festungen seiner Staaten zu besichtigen. Der Brief wird im Archiv der Herzöge Melzi in Vapri aufbewahrt (Leonardo da Vinci, deutsch herausgegeben von K. K. Eberlein, Berlin 1939, S. 77).

¹²⁾ Man lese, was er Ludovico Moro 1482 anbietet (Eberlein, S. 52), und ziehe die (daselbst S. 275 bis 306 abgedruckte) Untersuchung Ignazio Calvis über „Leonardo als Militärarchitekt und Waffeningenieur“ zu Rate.

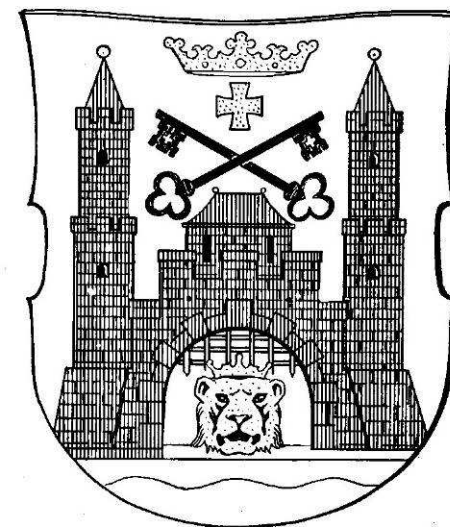
¹³⁾ Eberlein a. a. O. auf S. 57.

¹⁴⁾ Eberlein a. a. O. auf S. 60.

¹⁵⁾ Vgl. (ebenda auf S. 89 bis 92) die in all ihrer Kürze vorbildlich einführende Darstellung Adolfo Venturis über „Leonardo als Zeichner“.



Königsberg



RIGA

Hier waren einmal unsere Corps

7. Blatt

Früchte, seine Bilder und Gesichte, zu Ende zu malen, darum hoben sich noch einmal — jetzt innerhalb seiner Kunst — die heidnische Sinnenfreude der Zeichnungen und das tiefe Leid des Abendmahles gegenseitig auf.

Aber dies ist das Schicksal der gesamten Renaissance. Wer Alles erobern und umarmen will, wird Alles verlieren. Und wer von Niemandem abhängen will, der sagt dem Grunde ab, auf welchem allein er zu stehen vermöchte. Niemand kann auf sich selber stehen, und Niemand kann sich daher auch zu ihm stellen und an seiner Seite bleiben. Niemand wird es auch nur wollen; denn wer wird sich einem Manne gesellen, der zu keinem Danke verpflichtet sein mag? Keiner dieser Renaissance-Helden hat einen Bruder, Freund, Gefolgen, Erben seines Geistes.

Weil sich Unvereinbares — die Welt des homo religiosus und die Welt des homo faber — nicht vereinen läßt, darum fällt notwendig auseinander, was die Renaissance hat zusammenzwingen wollen; und so müssen auch die Urteile über ihre Männer so auseinanderfallen, wie Young dies bei den Medicis beklagt¹⁶⁾, und wie er es bei all den anderen großen Gestalten ihrer Zeit gleichermaßen zu beklagen hätte: weil die Einen den Geist des Künstlers loben und die Anderen die Gewaltherrschaft des Technikers tadeln. Indessen ist es ein und derselbe Leo X.¹⁷⁾, Lionardo, Cellini¹⁸⁾, welcher heute dichtet, meißelt, malt oder singt und morgen konstruiert und mordet.

Darum wird das leichte Leben der geistlichen und weltlichen Renaissance-Fürsten von dem schweren Ernste der Reformation im Norden und des Tridentinischen Konzils im Süden abgelöst, während zugleich in ganz Europa der autonome Humanismus der Skeptiker über die Souveränität der Nationalstaaten dem Bestialismus des Dreißigjährigen Krieges entgegentwärtet: auf eben dem Wege, vor welchem nachmals Grillparzer rückschauend und prophetisch¹⁹⁾ gewarnt hat.

Die Renaissance hat ihren kosmopolitischen Traum — die edelsten Geister träumten ihn, wie Burckhardt ausführlich zu schildern weiß — nicht nur niemals erfüllt, sondern vielmehr das Gegenteil heraufgeführt.

B 2. Die Aufklärung

Erbin der Renaissance mit all ihren Vorzügen und Fehlern wurde die Aufklärung. Auch sie wollte die Freiheit des Individuums, auch sie auf dem Wege der autonomen Persönlichkeit. Auch sie suchte den Kosmopolitismus und endete bei der Nation. Es half ihr nichts, daß sie, was bei der Renais-

¹⁶⁾ George Frederick Young, „Die Medici“, Coburg 1946, S. 7/8.

¹⁷⁾ Vgl. Young a. a. O., S. 230 bis 243.

¹⁸⁾ Siehe seine Erinnerungen, die Goethe übersetzt hat (erschienen bei Rowohlt's Klassikern, Band 22/23); daselbst besonders lehrreich das 10. Kapitel des I. Buches.

¹⁹⁾ mit seinem bekannten Worte, daß die Humanität über die Nationalität zur Bestialität führe (wir haben nur die Namen der von ihm gemeinten Deformationen gemäß dem heutigen akademischen Sprachgebrauche geändert).

sance Intuition und großer Wurf gewesen war, Fuß für Fuß in ein System zu bringen versuchte.

Von diesem Systeme zu sprechen, heißt die Geschichte des klassischen Materialismus abzuhandeln. Wir finden seine Ansätze schon bei Lionardo; so, wenn er²⁰⁾ die Schwere, die Kraft mitsamt der materiellen Bewegung und den Stoß als die vier akzidentellen Mächte lehrt,

„durch die das Menschengeschlecht in seinen verschiedenen und wunderbaren Handlungen sich in dieser Welt als eine zweite Natur zu erweisen scheint. Denn durch solche Mächte haben alle offenbar von Sterblichen geschaffenen Werke ihr Sein und ihren Tod.“

Allerdings lehrt er²¹⁾ damit unvereinbar (und ohne den Versuch, es damit zu vereinen) die Bedeutung des Geistes:

„Die wahren und wissenschaftlichen Prinzipien der Malerei werden nur vom Geist erfaßt, ohne das Werk der Hand;“
und²²⁾

„der Maler, der nur aus Praxis und nach dem Urteil des Auges, ohne die Hilfe der Vernunft abbildet, ist wie der Spiegel, der alle ihm entgegengesetzten Dinge nachahmt, ohne Kenntnis davon zu besitzen.“

Jedoch werden seine Nachfahren folgerichtiger handeln, nachdem das Unvereinbare auseinandergebrochen ist — zumal von einer Übernahme des positiven antiken Götterglaubens dort keine Rede sein konnte²³⁾, wo man sich vom Christentum abkehrte — und wandern von den Zweifeln (die in jener Unvereinbarkeit immer neue Nahrung finden) zum offenen Atheismus und von dort zum Glauben an die Alleinwirklichkeit der (verschieden vorgestellten) Materie. Lionardo ist noch keine hundert Jahre tot, als Descartes seine Korpuskulartheorie auf das Verhältnis von Leib und Seele anwendet, und als Hobbes ans Werk geht; seinem „Leviathan“ folgen Lammetries „L'homme machine“ und Holbachs „System der Natur“. Der homo faber, welcher die Berechenbarkeit der Welt braucht, um sie zu unterwerfen, hat gesiegt; und dem Friedenstraume der freien Individualisten ist die Friedhofsruhe der eingeübten Kollektive gefolgt, nachdem die Tyrannis ernst genommen hatte, was ihr von der Renaissance vorgedacht worden war; und jetzt wird von Allen ausgeübt, was als Privileg Weniger gedacht war: der von der Aufklärung übernommene schrankenlose Individualismus der Renaissance hat dem schrankenlosen Kollektivismus der französischen Revolution den Weg bereitet. Verlange ich für mich die Niemandem verpflichtete Freiheit des Handelns, so kann es nicht ausbleiben, daß Alle sie

²⁰⁾ Leonardo da Vinci, „Philosophische Tagebücher“, Hamburg 1958, S. 43.

²¹⁾ Philosophische Tagebücher, S. 83.

²²⁾ Philosophische Tagebücher, S. 87.

²³⁾ Burckhardt a. a. O., III. Abschnitt, 1. Kapitel.

fordern und gemeinsam durchsetzen, was der Einzelne für sich gefordert und nicht durchgesetzt hatte.

Und wie noch jeder Tyrann sich als Retter und Hüter der Freiheit gesehen und angepriesen hat, so versteht sich jetzt die Kollektiv-Tyrannis als Freiheit Aller, überzeugt, daß sie vollendet habe, was die Renaissance begonnen hätte, den Aufstieg der Menschheit.

Dieser Fortschrittsglaube soll den Glauben des homo religiosus ersetzen und ersetzt ihn wirklich: seit seinem Siege über den Zwiespalt, unter welchem die Renaissance zusammengebrochen war, glaubt der homo faber, der Bürger²⁴⁾, an sich selbst und seinen Aufstieg:

„Wie auch sollte ein Stand nicht an den Fortschritt glauben, der — zunächst in Oberitalien, später in England, Holland und andern europäischen Staaten („durch die großen Erfindungen und Entdeckungen des 16. und 17. Jahrhunderts“) — so sichtbar gedieh und voranschritt? So selbstverständlich schien ihm dieser Aufstieg und das eigene Weltbild im Gegensatz zu dem der noch herrschenden Stände, daß er sich auf die Natur und die allgemeine evidente Vernunft berief, als er gegen jene sich wandte. Die Sache des Bürgertums schien ihm mit der Vernunft und der natürlichen Ordnung identisch zu sein.“

B 3. Das Gefolge der Aufklärung in den studentischen Orden

Was die Bürger im Staate mit der französischen Revolution erzwingen wollten, die Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit Aller, das wollten die studentischen Orden an der Universität erzwingen; und hier wie dort wurde aus der allgemeinen Freiheit die allgemeine Sklaverei. Wir haben für die Kollektivtyrannis der studentischen Orden einen klassischen Beweis, welcher zugleich eine ebenso klassische Formulierung für das bietet, was die studentischen Ordensoberen damals taten: in Goethes für den Herzog Karl August verfaßtem Gutachten des Jahres 1792 über die Ramsch-Duelle an der Universität Jena²⁵⁾. Dasselbst heißt es:

„Es kann sich diese Sündelsucht nur aus der Gese der ältern, in einer rohen Existenz geübten und erfahrenen Akademischen Bürger auf die übrigen verbreiten. Wir wissen, daß dieses bei den Ordensobern der Fall ist; ihre ganze Existenz beruht darauf, daß sie die Roheren an sich ziehen und die übrigen schrecken.“

Goethes Zeugnis ist um so unverdächtiger und bedeutsamer, als er selber bekanntlich Freimaurer war (1792 schon seit zwölf Jahren); wenn die studentischen Orden also etwas mit der wirklichen Freimaurerei zu schaffen

²⁴⁾ Iring Fetscher in der „Philosophie“, Frankfurt a. M. 1958, S. 111.

²⁵⁾ zu finden (nebst ausführlichem Kommentare Carl Schüddekopfs) im 19. Bande des Goethe-Jahrbuches, Frankfurt a. M. 1898, S. 20 bis 34.

gehabt oder wenigstens wirklich nach ihren Toleranzprinzipien gehandelt hätten, so würde er niemals so über die studentischen Ordensoberen geurteilt haben, am allerwenigsten in einem für Karl August, der selber ebenfalls Freimaurer war und derselben Loge angehörte, bestimmten Gutachten, zumal der Herzog die Verbindung der Landsmannschaften mit wirklichen Logen begrüßt haben würde: ohne freilich in diesem Anliegen mehr als einen frommen Wunsch zu sehen²⁶⁾; dieser Wunsch bestätigt noch einmal unseren Schluß, daß die studentischen Orden keine wirklichen Logen waren, sondern — unter Verwendung ihrer Riten, wie man weiß — einer reinen Willkürherrschaft über die Landsmannschaften (in denen sie sich eingenistet hatten) und mit ihnen über die Studentenschaft insgesamt zustrebten²⁷⁾.

Mit dieser Willkürherrschaft wiederholten die studentischen Orden den Weg des autonomen Individuums der Renaissance von seinem Humanismus über den Nationalismus zum Bestialismus.

Ein hervorragender Ordensstudent, dessen zeitgenössischer Einfluß jedermann bekannt ist, stehe als Beispiel für die anderen: Friedrich Ludwig Jahn, der Turnvater. Als er in dem Orden der Unitisten aktiv war, schrieb der Dreiundzwanzigjährige²⁸⁾ 1801 in das Fremdenbuch eines Gasthofes vor den Toren von Naumburg:

„Es wird auf den Univerſitäten nicht eher beſſer werden, als bis der letzte Kränzchenſenior an den Gedärmen des letzten Kränzianers erdroſſelt iſt.“

Die Kränzianer sind die Corpsstudenten. Folgerichtig entwickelte sich Jahn von diesem seinem Humanismus zu seinem Nationalismus, indem er in den Befreiungskriegen die Ehe mit einer Französin für schlimmer als den Besuch eines Bordells erklärte. Und ebenso folgerichtig endete dieser Nationalismus in dem Bestialismus der von den Nationalstaaten seit 1900 in abwechslungsreicher Folge für die Angehörigen anderer Nationen und anderer Herkunft eingeführten Vernichtungslager.

Vor ihm ist der Kosmopolitismus der studentischen Orden zu eben demselben Selbstbetrug geworden wie derjenige der von ihnen vergötterten französischen Revolution und vorher derjenige der Renaissance. Die Mittel, die der homo faber aufgeboten hat, haben die Träume aufgezehrt, zu deren Gunsten der homo religiosus seinen Glauben preisgegeben hatte: wie sie es immer tun und tun werden, wenn man das Unvereinbare vereinen will.

²⁶⁾ Siehe den Brief des Herzogs an Justus Christian Loder vom 24. Juni 1784, abgedruckt im Goethe-Jahrbuch, Band 20, 1899, S. 133 bis 135; der Kommentar Ludwig Geigers dazu ebenda auf S. 142/143.

²⁷⁾ wie bei Fabricius, „Die deutschen Corps“, Frankfurt a. M. 1926, S. 70, und bei Bauer, „Der Geist der alten Corpsstudenten im Spiegel ihrer Bräuche“, Kösener Festschrift 1956, S. 18, nachzulesen ist.

²⁸⁾ Albin Angerer, „Die Entwicklung des Toleranzgedankens in studentischen Zusammenschlüssen“, „Einst und Jetzt“, 3. Band 1958, S. 94/95.

Wohl gemerkt: wir halten den Gedanken der Menschheit und der Menschlichkeit, den Willen, der Freiheit Aller zu dienen, weder bei der Renaissance, noch bei der französischen Revolution oder bei den studentischen Orden für eine vorsätzliche Lüge; sondern wir meinen, die Mittel, zu denen man sich um des guten Zieles willen berechtigt wähnte — und je höher man sich das Ziel steckte, um so unbedenklicher glaubte man in der Wahl seiner Mittel sein zu dürfen (siehe Jahn) — diese Mittel erst haben aus der Wahrheit eine Lüge gemacht.

Dabei hatten die studentischen Orden ein Vorbild, von dem sie hätten lernen können, wie man dem rechten Ziele dient, ein Vorbild, welches sie hätte hindern können, der französischen Revolution zu glauben. Dieses Vorbild war Friedrich der Große.

B 4. Friedrich der Große

Friedrich der Große war nicht nur ein Erbe der Renaissance und der Aufklärung, sondern wurde auch ihr Überwinder und hat dadurch Goethe den Weg bereitet.

Erstens hat der König an die Stelle des Leitbildes der Renaissance, des uomo singulare, das Leitbild der schöpferischen Runde gesetzt, zweitens an die Stelle der Selbstgenügsamkeit jenes autonomen Individuums die Freundschaft mit dem Bruder des gleichen Geistes; drittens schließt er aus dem Willen zur eigenen Freiheit die Pflicht zur Toleranz und handelt — zum Unterschiede von den Despoten der Renaissance und der Aufklärung — danach; viertens verbindet er mit dieser Pflicht den fürstlichen Schutz der Gedankenfreiheit als höchstes Amt des Monarchen, der über Untertanen verschiedenen Bekenntnisses regiert. Fünftens ist er der Erste, welcher am Fortschritte — dem höchsten Glaubensgegenstande des Bürgers seit 200 Jahren — zu zweifeln beginnt, und sechstens der Erste, welcher mit dem immer gelehrt und niemals in die Tat umgesetzten Kosmopolitismus Ernst macht.

Beginnen wir bei der schöpferischen Runde. Der König hat sie in Sanssouci verwirklicht und zwar bewußt nach dem Maßstabe der schöpferischen Begabung und nicht nach dem der gesellschaftlichen Zusammengehörigkeit während 1736 schreibt er²⁹⁾ an Voltaire:

„In solchen Augenblicken habe ich es empfunden, daß die Vorzüge der Geburt, der leere Schall von Größe, mit dem die Eitelkeit uns einflößt, nur wenig oder besser gesagt gar nichts vorstellen. Das sind Maßstäbe, die unser inneres Wesen nicht berühren, lediglich äußerer Schmuck! Wie sehr sind ihnen die Geistesgaben vorzuziehen.“

Und er hat sie vorgezogen, in des Wortes wörtlicher Bedeutung aus den Geladenen hervorgezogen. Das hebt mit dem Bau des Schlosses nach den

²⁹⁾ angeführt nach der deutschen Übersetzung in der Auswahl seiner Briefe, die 1914 in Berlin erschienen ist; daselbst im I. Bande auf S. 79 zu finden.

Plänen Friedrichs durch Knobelsdorff 1744–1747 an, und das endet erst mit dem Tode des Königs, der noch in seinen letzten Jahren mit Mirabeau, Lucchesini und Schwerin in Sanssouci tafelt und disputiert. Und was der Jüngling Voltaire geschrieben hatte, bezeugt der Alte Fritz 1778³⁰⁾ vor Catt:

„Unser Zeitalter entartet; es hat keine Liebe mehr für die schönen Künste und Wissenschaften. Gehen diese Künste zugrunde, wie ich voraussehe, so ist das wohl nur dem mangelnden Interesse an ihnen zuzuschreiben. Ich für mein Teil werde sie bis zum letzten Atemzuge lieben. Sind meine angeborenen Gaben auch nur sehr gering, so finde ich doch allein bei den Mäusen Trost und Erleichterung von der Bürde des Lebens.“

Eine solche Runde – mögen die einzelnen Teilnehmer auch wechseln – ist nicht denkbar ohne einen tragenden Grund fester Freundschaften, welche die gemeinsam Schaffenden verbinden. Es gibt kein wahres Schöpfungstum, das sich selbst genug wäre. Des zum Zeugnisse hat Friedrich, der große Freund seiner Freunde, inmitten des Parks von Sanssouci der Freundschaft einen Tempel errichtet (Gontard hat ihn 1768 nach einer Zeichnung des Königs ausgeführt), in welchem die berühmtesten Freundespaare des Altertums im Ringe um Wilhelmine von Bayreuth, des Königs geliebte Schwester und Freundin, versammelt sind, nicht anders als Goethe (nur elf Jahre später mit der Dichtung beginnend) in seiner „Iphigenie“ Orest mit seinem Freunde Pylades unter den Schutz und Segen der Schwester stellt.

Ihr fraulicher Sinn bürgt für die Eintracht der Freunde; und so können sie gemeinsam für die Freiheit kämpfen. Es gibt nicht nur kein Schöpfungstum ohne Freundschaft, es gibt auch keine Freiheit ohne Eintracht. Darum erkennt der Freie den Anderen in seiner Freiheit an: nicht den Irrtum, wohl aber den Irrenden in seiner Freiheit tolerierend. Der Freie wird (Voltaire hat es ins Wort gefaßt) nicht aufhören, den Irrtum des Anderen zu bekämpfen, aber er wird mit eben derselben Leidenschaft – auf Gegenseitigkeit, wie sich versteht – das Recht des Anderen verteidigen, nach seinem Irrtume, den er für Wahrheit hält, zu leben und zu handeln. Kein Renaissancefürst und kein absoluter Monarch (cuius regio, eius religio: war ihr Grundsatz) ist vor Friedrich dem Großen auf den Einfall gekommen, nach diesem Grundsatz zu handeln; der König hat es getan. Und nicht nur gegenüber Wolff und Voltaire, zu deren Vorstellungen es den jungen Fürsten hingezogen hatte, sondern auch gegenüber den Jesuiten, deren Denkweise seiner Erziehung und Umwelt so fremd wie nur möglich war³¹⁾. Jedoch standen ihr Barock und das Rokoko des Königs einander näher, als diese Umwelt je vermutet

³⁰⁾ Ebenda, Band II, S. 234.

³¹⁾ Man lese nur, wie er 1737 im Briefe an Voltaire vom 6. Juli (a. a. O., Band I, S. 108) noch über sie urteilt; die Brücke zwischen dem jugendlichen Eifer und der später geübten Toleranz finden wir in dem Briefe an Voltaire vom Dezember 1766 (a. a. O., Band II, S. 159/160).

hat, und trafen sich in der königlichen Toleranz, ist sie doch ein legitimes Kind der von den Jesuiten gelehrt *theologia naturalis*³²⁾. Als der Orden, den die Protestanten immer schon verfolgt hatten, von Clemens XIV. 1773 aufgehoben und dadurch nun auch der katholischen Verfolgung preisgegeben worden war, gewährte der König den Jesuiten Zuflucht und vertraute ihnen die Erziehung seiner katholischen Landeskinder an.

Mit diesem Erziehungsauftrage ging er weiter, als es ihm ein bloßes Dulden geboten haben würde. Er machte damit wahr, was er noch vor seiner Thronbesteigung Voltaire³³⁾ geschrieben hatte:

„Ich lasse diesen Leuten zwar gern die Freiheit, zu lehren und alles zu glauben, was ihnen irgend Befriedigung verschafft, zumal meinem Charakter Zwangsmaßregeln fern liegen; aber just eben, weil mein Charakter mich die Freiheit verteidigen heißt, hasse ich auch die Verfolgung. Ich kann nicht mit beschränkten Armen zusehen, wie die Unschuld unterdrückt wird; es wäre feig und schlecht, das zu dulden.“

Hier finden wir nicht nur die Pflicht zur Toleranz, sondern auch das Gebot, die Freiheit der Lehre und des Glaubens von Amts wegen zu schützen; und dem entsprach die Freiheit, die er den Jesuiten unter seiner Krone im Frieden gewährte, wie er ja auch den Siebenjährigen Krieg schon um der Gedankenfreiheit willen geführt hatte:

„Ist es jetzt an der Zeit, Bagatellen zu erörtern, wenn es sich darum handelt, ob die Menschheit die Gedankenfreiheit bewahren soll?“

So schreibt der König 1757 im Hinblick auf die Opposition im englischen Unterhause gegen das preußische Bündnis³⁴⁾.

Dieser Brief zeigt – zusammen mit dem Schutze der Jesuiten und dem bekannten Worte des Königs, in seinen Staaten könne Jeder nach seiner *façon* selig werden – daß die Forderung des Marquis Posa („Sire, geben Sie Gedankenfreiheit“) keine neue Forderung Schillers ist, sondern daß sie Friedrich der Große bereits gekannt und verwirklicht hat: entgegen dem Geiste seiner Zeit von Paris bis Wien und von Rom bis Petersburg. Überall wählte man, was man für gut hielt, erzwingen zu können; denn überall glaubte man an den Fortschritt.

Nicht so der König. Den ersten Zweifel am Fortschritt äußerte³⁵⁾ schon der Jüngling:

„Da die Welt den Irrtum liebt und getäuscht sein will, muß man sie ihrem Unstern überlassen.“

³²⁾ Vgl. die Kössener Festschrift 1958, S. 24.

³³⁾ am 4. 11. 1736; a. a. O., I, 90.

³⁴⁾ angeführt nach der Übersetzung Stegemanns, „Der Kampf um den Rhein“, Stuttgart 1924, S. 363.

³⁵⁾ in seinem Briefe an Voltaire vom 25. 12. 1737; a. a. O., I, 121.

Aber er hoffte noch. Offen hingegen urteilte der Mann, und zwar — un-
gemein lehrreich — als ihm seine Schwester Wilhelmine von Versuchen be-
richtete, die Materie zu teilen. Am 11. 11. 1743 hatte sie ihm geschrieben:

„Ich wohnte der Einweihung unserer Universität (Erlangen)
bei und habe sie reich vermehrt gefunden an Professoren und Stu-
denten. Wir haben sehr geschickte Leute. Aus Neugierde wohnte ich
einer Disputation in deutscher Sprache bei über die Teilbarkeit
der Materie.“

Zehn Tage später antwortete Friedrich:

„Ich bin erfreut, daß Ihre Universität Sie unterhalten hat.
Aber ich zittere im voraus vor allen Gelehrten, die daraus hervor-
gehen werden. Wenn sie schon anfangen, über die Teilbarkeit der
Materie zu diskutieren, was für eine Art von Fortschritt wird
daraus noch hervorgehen!“

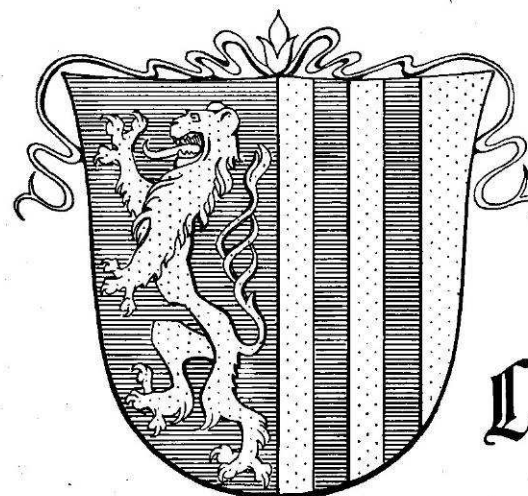
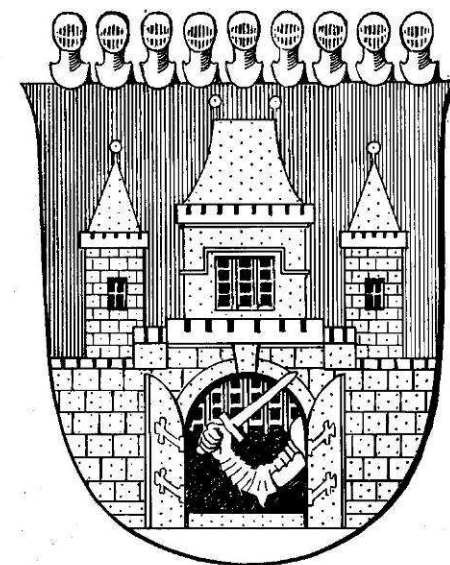
Noch einen Schritt weiter geht der Friedenskönig³⁰⁾ in einem Briefe an
seine Schwester Ulrike vom 20. 5. 1771:

„Ich bin fest überzeugt, daß das höchste Wesen, der Schöpfer alles
Guten, nicht der Urheber des Bösen sein kann. Das hieße ja einen
philosophischen Widerspruch konstruieren und den Urheber alles
Guten fürchterlich lästern. Aber wenn wir nicht so weit gehen, fin-
den wir das Verhängnis im Spiel der unberechenbaren Ursachen,
im Gegeneinanderwirken einer Menge von Menschen. ... Über-
haupt ist der Mensch ein boshafte Tier, das im Baum gehalten
werden muß, wenn es der Gesellschaft nicht schädlich werden soll. ...
Das Sicherste ist, die irdischen Dinge mit philosophischer Gleich-
gültigkeit zu betrachten und die Welt als einen Durchgangsort
anzusehen, als eine Herberge, in der wir nicht lange verweilen, alle
Freude so tief auszukosten, als wir vermögen, und sich gegen den
Kummer ein dickes Fell anzulegen. ... Als Herrin Deiner selbst,
vor den politischen Stürmen geborgen, wirst Du unendlichen Trost
in der Literatur, in den Wissenschaften und Künsten finden, die Du
so liebst. In ihre Gesellschaft, in ihre Freistadt habe auch ich mich
auf meine alten Tage geflüchtet: da finde ich das einzige Glück, das
unserem elenden Geschlecht hienieden erreichbar ist. Ich empfehle
Dir etwas, was Du liebst, und was ich gleichfalls liebe.“

Kein Wunder, daß dieser Liebhaber der Kunst und der Schönheit, des
Geistes und der Freude dem Kosmopolitismus seiner Jugend treu geblieben
ist. Der Gedanke, daß Geist und Schönheit, daß irgend ein Werk
und Erlebnis, welches unser Leben lebenswert macht, und wofür es zu
sterben lohnt, etwas mit Herkunft oder Nation zu tun haben könne, lag
dem Könige weltenfern. Er zog Franzosen und Schweizer, Italiener und
Schotten an seinen Hof; und eben dies Höchste, daß er die Menschheit

³⁰⁾ a. a. O., II, 198 bis 200.

Prag



Leipzig

Hier waren einmal unsere Corps

8. Blatt

suchte und meinte, eben dies, daß er bis zu seinem Tode dem schauerlichen Marsche vom autonomen Humanismus jener boshaften Individuen über ihren Nationalismus zum kollektiven Bestialismus sich entgegengestellt und sie im Zaume gehalten hat, eben dies mußte naturgemäß den Haß des Turnvaters Jahn hervorrufen, den Haß des Bürgers gegen das königliche Rokoko³⁷⁾, wie es umgekehrt den Sinnen und dem Glauben Goethes entsprach. Nur in dieser Luft konnte er atmen und schaffen; und nur in dieser Luft konnten die Corps entstehen und gedeihen.

Freilich mußte er (und mußten sie später in seinem Gefolge), um so zu leben, „des Zeitengeists gewaltig frechem Toben“ widersagen³⁸⁾, der sie täglich umgab und nach dem Tode des Königs im jakobinischen so gut wie im restaurativen Europa durch geschriebenes oder ungeschriebenes Gesetz regierte.

Aber bedeutete das nicht Revolution, und zwar eine viel tiefer gehende als die Robespierres oder Alexanders I.? Indessen eben dem Unfuge der Tageshelden dieser Art zuvorzukommen hatte Friedrich der Große — wenn wir Elze glauben dürfen³⁹⁾; und seine Gründe und Belege sind einleuchtend — durch eine Revolution von oben geplant, indem er wider das Gesetz der Erbfolge nicht den legalen Nachfolger, den späteren König Friedrich Wilhelm II., sondern den legitimen Erben seines Geistes, den jüngeren Prinzen Heinrich, zu seinem Nachfolger erzog. Aber der Tod des Prinzen zerschlug dem Könige diesen Plan, welcher auf zwei Augen stand, und offenbarte, daß nicht von oben (so wenig wie von unten), sondern nur von Innen zerstört und erneuert werden kann, was zerstört und was erneuert werden muß. Und so wurde nicht Heinrich, der Prinz, sondern Wolfgang Goethe, der Dichter, zum Erben des Kosmopoliten, des Philosophen auf dem Throne. Und wenn uns die Gedenkrede des Königs auf den Toten⁴⁰⁾ ergreift, mit dem er seine letzte Hoffnung zu Grabe trug, so tröstet uns der Gedanke, daß im selben Jahre 1767 das, was in Heinrich starb, in Goethe wieder auferstand, dem noch nicht einmal zwei Jahre Jün-

³⁷⁾ Fritz Stahl hat diese Todfeindschaft in seiner Biographie Potsdams, Berlin 1917, mit wünschenswerter Klarheit ausgedrückt:

„Das Rokoko ist uns in seinem tiefsten Wesen fremd. Unsere ganze Kultur ist aus dem todfeindlichen Gegensatz gegen die Empfindung entstanden, deren Ausdruck dieser Stil ist. Seit dem Ende des 18. Jahrhunderts beherrschen Natur und regelnder Verstand Leben und Kunst, die von dem aufstrebenden Bürgertum getragen werden. Und gerade Natur und regelnder Verstand sind der ganze Haß des Rokoko, das sich weiter von ihnen entfernt hat als jemals eine andere Zeit und, sonst jeder Laune hingegeben, darin bis zur letzten Konsequenz geht.“

³⁸⁾ „Abschied“ 1800.

³⁹⁾ „Friedrich der Große“, Berlin 1943, S. 277 bis 280.

⁴⁰⁾ Ebenda auf S. 280 bis 291.

geren: 1767 studierte Goethe in Leipzig und sah durch Friedrich den Großen⁴¹⁾ den „ersten wahren und höheren eigentlichen Lebensgehalt“ in unsere Poesie kommen. Und drei Jahre später wagten sich schon die lange Zeit ungeschriebenen im Geiste herumgetragenen Anfänge des Faust ans Licht.

B 5. Das Gefolge Friedrichs des Großen in den studentischen Orden

Wenn Goethe von Friedrich dem Großen so begeistert war und all die jungen Studenten mit ihm, dann darf es nicht wundernehmen, daß in den studentischen Orden nicht nur die Illusion der Aufklärung und der französischen Revolution, sondern auch das Vorbild des Königs seine Anhänger fand. So erklärt sich das doppelte Gesicht, das diese Orden dem Beschauer bieten. Einerseits erschrecken sie durch ihre Despotie, andererseits sind sie offenbar die Ersten, die – zum Unterschiede von den früheren Landsmannschaften – die Freundschaft, und zwar die lebenslängliche Freundschaft, in die Mitte ihrer Satzung stellen⁴²⁾.

In Wahrheit wirken hier zwei ganz verschiedene Geister; und man versteht, wenn man sie nicht auseinanderhält, die Bedeutung der studentischen Orden weder im Guten noch im Schlechten. Vom Schlimmen haben wir bereits gesprochen; so ist es recht und billig, wenn wir jetzt auch von den guten Geistern innerhalb dieser merkwürdigen Verbindungen reden.

Fritzisch geprägt versuchen sie, da der König, wie sie gesehen hatten, dem Zeitgeist entgegengetreten war, sich diesem ebenfalls entgegenzustellen. Zuvörderst, indem sie sich lauthals zum Könige bekennen.

Den „Mosellaner- oder Amicistenorden“ kann man nach dem Berichte Magister Laukhards⁴³⁾ in Jena täglich auf den Straßen, in den Kneipen und bei Kommersen singen hören:

„Vivat bonus,
vivat Magnus,
vivat Fridericus rex!“

Und die vom Könige wieder gegen den uomo singulare auf den Schild erhobene Freundschaft wird im 1. Artikel der Satzung zum Fundamente des – sich nach ihr nennenden⁴⁴⁾ – Ordens⁴⁵⁾ erklärt: „Freundschaft ist das

⁴¹⁾ Siehe „Dichtung und Wahrheit“, Teil 2, 7. Buch.

⁴²⁾ Fabricius a. a. O., S. 59/60.

⁴³⁾ nachzulesen bei Fabricius a. a. O., S. 46.

⁴⁴⁾ Merkwürdig übrigens, daß das (bei Fabricius a. a. O. auf S. 50 und 60 zu findende) Geheimzeichen dieses Freundschaftsordens die Rune Fros, des Gottes der Bünde, war (allerdings wagerecht und nicht wie bei den Alten senkrecht geschrieben). Sicher unbeabsichtigt. Aber die Symbole erscheinen ja nach ihren eigenen Gesetzen.

⁴⁵⁾ Fabricius a. a. O., S. 46; vgl. ebenda den Anhang auf S. 10.



Fundament der Verbindung, folglich muß jedes Mitglied das Seinige zur Erhaltung der Freundschaft beitragen, es mit jedem Gliede gut meinen und sein Wohlsein aufrichtig zu befördern suchen.“

Auch der Gedanke der Toleranz findet sich 1794 ausdrücklich als „vollkommene Schätzung der menschlichen Freiheit“ in der Amicistensatzung⁴⁶⁾; und daß er – folglich – gleich den anderen Studentenorden kosmopolitisch denkt⁴⁷⁾, kann ihm wie seinem Vorbilde Friedrich nur zur Ehre angerechnet werden.

Hierher gehört ferner die Überzeugung, zum Widerstande gegen eine unsittliche Satzung oder einen unsittlichen Zeitgeist berechtigt und verpflichtet zu sein⁴⁸⁾. Es ist nicht recht verständlich, warum Fabricius hieran etwas zu tadeln findet; und man erweist gerade den erfreulichen Kräften innerhalb der studentischen Orden keinen guten Dienst, wenn man diese Konsequenz nicht wahrhaben will, wie Rudolf Körner dies tut⁴⁹⁾, der sie „an den Haaren herbeigezogen“ nennt, obwohl sie mit dem Plane einer illegalen, aber legitimen Revolution in der Thronfolge durch Friedrich den Großen, mit dem altgermanischen Widerstandsrechte und mit der religiösen und sittlichen Überzeugung der größten Geister sowohl des Mittelalters (von Thomas bis zu Luther, Melanchthon und John Knox) als auch Goethes und Schillers übereinstimmt⁵⁰⁾.

Gewiß, diese guten Gedanken haben sich in den studentischen Orden nicht durchsetzen können, weil in ihnen die Leitbilder der Renaissance-Helden und der französischen Kollektiv-Despotie zu stark waren. Aber außerhalb der Orden und gegen sie haben jene guten Gedanken Frucht getragen, und zwar in den von Jahn verfluchten Kränzianern, weil ihnen das Vorbild Goethes und Schillers die Kraft gab, nach jenen guten, den fritzischen Gedanken zu leben und mit ihnen das Gesicht des akademischen Standes zu prägen.

B 6. Divan und Faust

Freilich werden Goethe und Schiller schwerlich den Aquinaten oder Luther vor Augen gehabt haben, als sie sich wider den Zeitgeist zusammenfanden. Aber sicher hat Goethe – wir haben es bereits gelesen – Friedrich den Großen, und Schiller hat Goethe vor Augen gehabt. Und was sie gemeinsam taten, wird uns heute als Antwort und Vollendung dessen erkennbar, was in des Königs Geiste begonnen hat. Wir finden alle die Gedanken und Gebote wieder, die er seiner Zeit entgegen gedacht, und nach denen er wider sie gewirkt und gelebt hat; aber nun erfüllt und siegreich vollendet.

⁴⁶⁾ Fabricius a. a. O., S. 159.

⁴⁷⁾ Fabricius a. a. O., S. 162.

⁴⁸⁾ Fabricius a. a. O., S. 160 bis 162.

⁴⁹⁾ „Einst und Jetzt“, 1961, S. 145.

⁵⁰⁾ Vgl. die Kössener Festschrift 1960, S. 45 bis 49; daselbst auch die ausführlichen Quellennachweise.

Aus der Runde des Philosophenkönigs in Sanssouci, der wechselreichen, ist jetzt der stete, der unverbrüchliche Schaffensbund der Dichterfürsten geworden.

Dem Freundschaftstempel antwortet nicht nur die Iphigenie, nicht nur der Don Carlos, nicht nur Schillers Hymnus auf die Freundschaft und Goethes Gedicht an den Mond, sondern auch die Freundschaft zwischen Goethe und Schiller selbst, die das gemeinsame Schaffen trug.

Dadurch, daß ihr Bund sowohl Werk- als auch Lebensbund war, zeigte er den Studenten, was Friedrich angestrebt hatte, und was Goethes Gebot: „Geselle dich zur kleinsten Schar!“ von ihnen forderte.

Dadurch endlich, daß dieser Bund keine Grenzen anerkannte, sondern in Hellas ebenso daheim war wie in Weimar, bei den Maltesern ebenso wie in Sais, bis Goethe schließlich – jener Bruderschaft Aller eingedenk, der Schillers Lied auf die Freude gegolten hatte – in Hafis den fernsten und nächsten Freund fand: dadurch haben wir von den Meistern die rechtmäßige Toleranz, die Gedankenfreiheit und das kosmopolitische, das erdenbürgerliche, das menschliche Denken gelernt, welches sich unter jedem Himmel gleicht und unter jedem Himmel den Bruder und die Schwester des gleichen Geistes erkennt, ohne die Niemand schaffen kann, was ihm aufgegeben ist, weil er erst mit ihnen im Bunde zu der Person wird, wie Goethe sie gelehrt und mit Schiller vorgelebt hat.

Die Lehre von der Person ist Goethe immer wichtiger geworden, je älter er wurde; und immer strenger, immer leidenschaftlicher hat er die Person von der Persönlichkeit unterschieden und ihr entgegengestellt, dieser sich selbst genügenden Persönlichkeit, welche Renaissance und Aufklärung zu rühmen und zu preisen niemals müde geworden sind.

Was versteht Goethe unter der Person? Auszugehen ist von der Deutung des Wortes zu seiner Zeit. Während man heute annimmt, daß es vom Namen eines etruskischen Gottes abzuleiten sei, hat man damals „persona“ als Rückbildung aus „personatus“⁵¹⁾ von „personare“ = „hindurchtönen“ abgeleitet und sich dadurch die lateinische Bedeutung „Maske“ erklärt. Person war also der homo personatus, der von einem Anderen durchtönte Mensch, derjenige, durch den ein Anderer spricht, sich mitteilt, sich offenbart.

Übereinstimmend definiert Karl Rahner⁵²⁾ die Person:

„Personsein ist Selbstbesitz des Subjekts als solchen in wissender und freier Bezogenheit auf die Wirklichkeit als ganze und deren unendlichen Grund, Gott.“

Nun kann aber kein Gott durch einen Menschen hindurch sprechen, es sei denn, daß noch ein Zweiter da wäre, zu dem gesprochen wird, und dem der Erste zugetan ist; denn wie sollte, wenn ich mich dem Anderen nicht öffne, wenn ich ihn nicht ebenso meine, wie er mich meint, wie sollte sonst ein Gott uns würdigen, einander mitteilen zu dürfen, was er uns sagen will?

⁵¹⁾ So noch der kleine Heinichen 1911, S. 431.

⁵²⁾ in seinem Kleinen Theologischen Wörterbuche, Freiburg 1961, S. 283.

Darum definiert Rahner⁵³⁾ richtig weiter:

„Die Personhaftigkeit des Menschen als solchen ist natürlich dabei zu sehen als eine solche, die sich nur in konkreter Leibhaftigkeit, im Hier und Jetzt der Geschichte, im Dialog mit dem anderen Du und so in der Gemeinschaft in einer bleibenden Ausgesetztheit der ursprünglichen Tat an die leidende Erfahrung der Welt vollziehen kann.“

Und eben damit unterscheidet sie sich, sagt Goethe uns 150 Jahre früher bereits, von der selbstherrlichen Persönlichkeit. Wir besitzen im Westöstlichen Divan – dem brüderlichen Danke an Hafis über alle Grenzen hinweg – in zwölf Zeilen gedrängt (gedichtet in des Wortes wahrer Bedeutung) dieses Nein Goethes zur Persönlichkeit; und es gehört die ganze Naivität und Anmaßung des 19. Jahrhunderts und der Gegenwart dazu, um aus einem solchen Spruche das Gegenteil dessen herauszulesen, was er in Wahrheit sagt; wird er doch immer wieder lobend oder tadelnd als Goethes Huldigung vor der Persönlichkeit zitiert: offenbar von Leuten, die ihn im Zusammenhange niemals gelesen haben. Wir reden von dem berühmten Gespräche zwischen Hatem und Suleika im Buche Suleika des Westöstlichen Divans und zitieren die für unsere Frage wichtigen Strophen. Suleika sagt:

„Volk und Knecht und Überwinder,
sie gestehn zu jeder Zeit:
höchstes Glück der Erdenkinder
sei nur die Persönlichkeit.“

Und Hatem antwortet:

„Kann wohl sein! So wird gemeinet;
doch ich bin auf andrer Spur:
alles Erdenglied bereinet
find' ich in Suleika nur.
Wie sie sich an mich verschwendet,
bin ich mir ein wert'es Ich;
hätte sie sich weggewendet,
Augenblicks verlör' ich mich.“

Wobei vorausgesetzt werden darf, daß es Goethe selber ist, der sich unter Hatems Namen verbirgt:

„Du beschämst wie Morgenröte
jener Gipfel ernste Wand,
und noch einmal fühlet Hatem
Frühlingshauch und Sommerbrand.“

So heißt es wenige Seiten später, durch den geforderten, aber ausbleibenden Reim verratend, wen wir vor uns haben. Wir hören also in der Antwort Hatems die Antwort Goethes auf die allgemeine Meinung des Volkes, der

⁵³⁾ Ebenda.

Knechte und der Überwinder, von welcher Suleika berichtet: wie der Konjunktiv in der letzten Zeile zeigt, ohne ihr eigenes Urteil erkennen zu lassen. Und was antwortet ihr nun Hatem? „Es kann wohl sein, daß so gemeint wird. Aber ich bin auf einer anderen Spur (auf einer anderen nämlich als jene Knechte und Überwinder, welche die Persönlichkeit predigen): ich bin mir nur ein wertiges Ich, wenn Suleika sich an mich verschwendet, und würde mich verlieren, wenn sie sich wendete.“

Nur im Bunde mit dem Du ist das Ich etwas wert. Es verliert ohne diesen Bund seinen Wert. Warum? Weil kein Gott mehr durch das Ich hindurchtönt; und darin gerade, daß er das tut, darin, daß er durch das Ich zu dem gemeinten Du spricht, darin allein hat das Ich seinen schöpferischen Rang und seine menschliche Würde (die zusammen seinen Wert ausmachen).

Eben dasselbe sagt Panthalis⁵⁴⁾, die Gefolgin Helenas, im Angesichte des Todes (Faust, II. Teil, 3. Aufzug, Schluß):

„Mit meiner Königin zu sein, verlangt mich heiß;
Nicht nur Verdienst, auch Treue wahrn uns die Person.“

Nicht also, als ob sie ohne diesen Bund, ohne das Verdienst ihrer Gefolgschaft, ohne die Treue zu ihrer Königin, kein Ich wäre. Aber Person hört sie auf zu sein, das offenbart uns Goethe, wenn sie dem beschworenen Bunde und dadurch dem Verdienste und der Treue absagt.

So haben Divan und Faust ins Wort gefaßt, was Goethe wider Renaissance und Aufklärung im Gefolge Friedrichs des Großen durch seinen Bund mit Karl August und durch seinen so ganz anderen mit Friedrich Schiller vorgelebt hat. Erst durch diese Verbindung der Lehre und des Lebens, der Weisheit und des Tagewerkes ist vollendet, was Friedrich begonnen hat; erst dadurch hat der Geist gesiegt, um dessentwillen der König in den Kampf gezogen war.

Und wenn die in der Mosellaner-Landsmannschaft herrschenden Amicisten in ihrer Begeisterung für den König die Freundschaft als Fundament ihres Lebensbundes verkünden, so zeigen sie sich damit auf dem Wege, den Goethe wirklich gegangen ist, und den sie nur nicht weiterzugehen die Kraft besessen haben, weil Individuum und Kollektiv – Überwinder und Knecht, sagt Goethe – in den Orden stärker waren als Person und Bund.

Darum mußten sie untergehen; und darum siegten diejenigen, die mit Person und Bund Ernst zu machen bereit waren. Und das waren die gegen den Zeitgeist der Überwinder und der Knechte aufgestandenen, die von Goethes Weltgeiste durch Schiller begeisterten Kränzianer.

⁵⁴⁾ Faust, II. Teil, 3. Aufzug, Schluß.

C. Die Grundlagen in der Geschichte unserer Corps

1. In ihren Prinzipien

Man wird von einem Studenten nicht erwarten dürfen, was ein Fürst, von einem Lehrlinge nicht, was ein Meister vermag. Und darum von den Kränzchen nicht, was Friedrich der Große und Goethe auf ihre Schultern genommen haben. Wohl aber durfte man von den Kränzchen erwarten, wenn anders sie es ehrlich meinten, daß sie standhielten, daß sie dem Geiste, welchem sie sich zugeschworen hatten, und seinem Gesetze treu blieben, nach dem sie angetreten waren.

Das haben die studentischen Orden nicht getan, aber die Kränzchen haben es gewagt. Und zwar wissentlich und willentlich gewagt. Man lese, wie Theodor Körner 1811⁵⁵⁾ seinem zweiten Corps, der Guestphalia zu Berlin, Goethes Mahnung⁵⁶⁾ als Gebot vor Augen hält und auferlegt:

„Ein großes Wort ist mit der Freiheit ausgesprochen; aber das Gesetz nur kann uns Freiheit geben. Ein jeder Mann von Kraft trägt ein unverfälschtes Gesetzbuch in seinem Herzen. Das Gefühl der Ehre bleibt die ewige Richtschnur einer jeden Handlung. So haltet denn ohne Wanken an den Gesetzen Eures Bundes, wo es mit Worten klar ausgesprochen wird, was noch dunkel in mancher Brust magt und wallt, und straft mit schonungsloser Strenge den Übeltäter. Seid begeistert für Euren Verein, magt Gut und Leben, wenn es seine Freiheit, seine Erhaltung gilt.“

Die Kränzchen verdanken dem Corpsgeiste, den sie bei diesem Wagnisse entwickelt haben, ihren Namen, unter dem sie heute jedermann kennt, den Namen der Corps⁵⁷⁾.

Wir fragen, um das Wagnis zu würdigen, nach der Folgerichtigkeit. Sie weist den Mann wie den Jüngling aus.

Vier Stücke müssen die Corps heilig halten, wenn sie nach dem Gesetze Goethes und Schillers im Geiste Friedrichs des Großen leben wollen, in vier Stücken müssen sie folgerichtig sein und bleiben:

erstens in der Freundschaft als dem Lebensbunde, der die Corps trägt, zweitens in der Toleranz und der aus ihr folgenden Gedankenfreiheit, drittens im Widerstande gegen jede ungerechte Satzung, sei sie geschrieben

⁵⁵⁾ Vgl. Robert Paschke, „Die deutschen Corps und die akademische Freiheit in der Geschichte“, Kössener Festschrift 1954, S. 29; ferner „Einst und Jetzt“, 1959, „Theodor Körner als Freiburger Montane, Leipziger Thüringer und Berliner Westphale“ von Heinrich Weber (S. 5 ff.): daselbst auf S. 30/31 der volle Wortlaut des hier zitierten Briefes vom 28. September 1811.

⁵⁶⁾ Aus „Natur und Kunst“, die vorliegende Festschrift geht von ihr aus (s. o. Abschnitt A).

⁵⁷⁾ Auch Fabricius verbindet a. a. O., S. 355, Bardeleben anführend, den Namen mit dem Begriffe des „esprit de corps“ und mit der Geschlossenheit des Auftretens.

oder ungeschrieben, in dem Widerstande kraft der Souveränität des freien Mannes, unter dessen Würde es ist, Knecht oder Überwinder zu sein, und viertens im Kosmopolitismus, in der Liebe zur Menschheit und Menschlichkeit, deren Stimme – um es noch einmal mit Goethes Worten⁵⁸⁾ zu sagen – Jeder hört,

„geboren unter jedem Himmel, dem
des Lebens Quelle durch den Bufen rein
und ungehindert fließt.“

Den Gedanken des Lebensbundes, der lebenslänglichen – die Aktiven und die Alten Herren vereinenden – Freundschaft, haben die Corps ebenso wie vor ihnen die studentischen Orden: aber zum Unterschiede von ihnen nicht als Geheimprinzip einer Elite, die – von ihm verbunden – sich in den landsmannschaftlichen Vereinigungen einnisten will, sondern als offenes Prinzip des gesamten Bundes. Es gibt keine Corpskonstitution, der dieses Prinzip heute nicht ausdrücklich zu Grunde gelegt wäre. Das ist um so bedeutsamer, als es zur Zeit des Entstehens der ersten Kränzchen im Kampfe gegen die Orden keineswegs verfochten wurde. Vielmehr hat es sich erst zwischen 1800 und 1820 durchgesetzt⁵⁹⁾. Der Lebensbund hat sich mit anderen Worten nicht als Prämisse, sondern als eine Konsequenz der aufrichtigen Freundschaft entwickelt, von der schon die Urkonstitution der Onoldia 1798 ausging⁶⁰⁾:

„Wir haben uns verbindlich gemacht, eine Gesellschaft zu sein,
dies heißt, eine Verbindung von Freunden.“

Nicht anders sprechen die frühen Stammbücher von 1790 bis 1825⁶¹⁾. Und wenn die Freundschaft der ersten Corps fähig gewesen ist, im Laufe noch nicht eines halben Jahrhunderts aus allen Corps Lebensbünde zu machen, so zwar, daß es heute kein Corps gibt, welches kein Lebensbund wäre, so ist dies wahrlich ein überzeugender Beweis für die Stärke dieses Fundamentes und zugleich für die Folgerichtigkeit, mit welcher die Corpsstudenten ihm gedient und ihr Leben auf ihm gegründet haben.

Auch die Toleranz taucht in den Satzungen der Corps erst auf, als sie die Freiheit ihrer Männer gegen die studentischen Orden, später gegen die Eingriffe des Staates und nachmals gegen die Urburschenschaft und ihr politisches, ihr Nationalitäts-Prinzip zu verfechten hatten. Wie das Gebot des Lebensbundes aus der Freundschaft, so entsteht jetzt das Gebot der Toleranz aus der Freiheit, die (zum Beispiele) in der Marburger Frankenkstitution

⁵⁸⁾ Iphigenie, 5. Aufzug, 3. Auftritt.

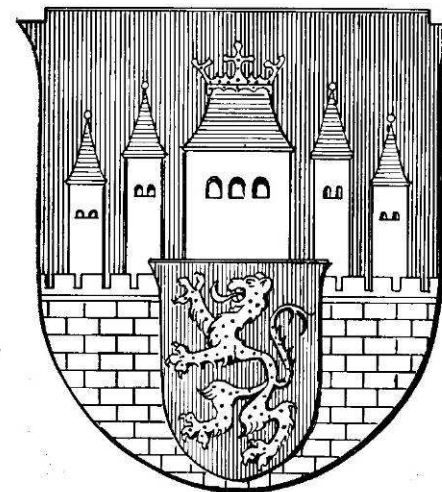
⁵⁹⁾ Siehe Robert Paschke, „Zur Entwicklung des Lebenscorpsgedankens“ (in der Festgabe für Meyer-Erlach, „Einst und Jetzt“, Sonderheft 1957, S. 19 ff.) und die dort ausgezogenen Quellen.

⁶⁰⁾ zu finden in der Denkschrift Martin Weigels „zur Entstehung, Datierung und Entwicklung der deutschen Corps“, Erlangen 1928, S. 16.

⁶¹⁾ Beispiele bei Friedrich August Pietzsch, „Der Geist der alten Corpsstudenten im Spiegel der Stammbücher“, Kössener Festschrift 1956, S. 25 bis 29.



Rostock



Hannoversch
Münden

Hier waren einmal unsere Corps

9. Blatt

von 1811 expressis verbis als „Grundlage des wechselseitigen Verhältnisses unter allen Bundesgliedern“ bezeichnet wird⁶²⁾.

Wie diese Freiheit gegen die Orden erkämpft werden mußte, darf als bekannt vorausgesetzt werden⁶³⁾.

Aber nicht minder war es in den ersten Jahrzehnten unserer Corps notwendig, sich gegen den Ungeist der Staaten und ihrer Behörden durchzusetzen, denen die akademische Freiheit ein Greuel war.

1803 verurteilte der preußische Staat in Halle die Mitglieder der Kränzchen, deren Existenz zur offiziellen Kenntnis der Behörde gelangt war, mit Festungsstrafen von zehnjähriger Dauer⁶⁴⁾. „Nichtsdestoweniger bestanden die Kränzchen weiter“: bemerkt Fabricius anerkennend, obwohl dies doch eine offenbare Revolution gegen ein unsittliches Staatsgesetz oder mindestens gegen einen unsittlichen Staatseingriff war, wie er sie fünfzig Seiten vorher im selben Kapitel⁶⁵⁾ gerügt hatte.

Im Sommer 1811 fand eine staatliche Untersuchung gegen die Leipziger (dort noch Landsmannschaften genannten) Corps statt. Misnia und Thuringia haben sie nicht überdauert. Aber Lusatia konstituierte sich am 28. Oktober 1811 mit geheimem Protokolle, geheimen Zeichen und geheimem Wahlspruche („Libertas vita carior“!) neu. Darauf erging ein strenger Erlaß des sächsischen Königs gegen die verbotenen Verbindungen. Trotzdem setzte Lusatia mit Franconia und Montania den SC fort, zu denen sich Ende 1812 Saxonia gesellte; mit der ausdrücklichen Bestimmung: „Verschweige Alles, was die Verbindung angeht, vorzüglich ihre Mitglieder“, in der Konstitution⁶⁶⁾.

Der von Kassel — ebenfalls im November 1811 — durchgeführten Untersuchung in Göttingen beugten verschiedene Corps vor, indem sie sich vorsthalber schon vor Beginne der Untersuchung⁶⁷⁾ die Form von Klubs gaben, „eine Maßregel, die in der Folge noch oft angewendet worden ist, ohne daß damit ein wirkliches Aufgeben der Landsmannschaften oder Corps verbunden gewesen wäre.“

Der Unterdrückung durch den Staat folgte die Unterdrückung durch die Urburschenschaft, die im § 248 — der dann später (mindestens dem Sinne nach) von allen anderen Burschenschaften übernommen wurde — ihrer Verfassungsurkunde vom 12. 6. 1815 bestimmte⁶⁸⁾:

„Landsmannschaften und Orden als solche werden gar nicht geduldet, und ihr Emporkommen ist auf die zweckmäßigste Art zu verhindern.“

⁶²⁾ Fabricius a. a. O., S. 243.

⁶³⁾ Siehe Fabricius a. a. O. durchgängig von S. 144 an; ebenso durchgängig die Kösener Festschriften 1956, 1959 und 1960.

⁶⁴⁾ Fabricius a. a. O., S. 226.

⁶⁵⁾ Fabricius a. a. O., S. 162.

⁶⁶⁾ Fabricius a. a. O., S. 237/38.

⁶⁷⁾ Fabricius a. a. O., S. 256.

⁶⁸⁾ Albin Angerer a. a. O., S. 95.

Man wird der Urburschenschaft zu Gute halten dürfen, daß dieser Paragraph eine notwendige Konsequenz ihres Volks- und Staats-, ihres Begriffes der Nation war.

Dieser Angriff bedrohte unsere Souveränität mehr, als es die vorangegangenen Erlasse getan hatten; denn er ging nicht von einer Apparatur, sondern von einem Gedanken aus. Und Gedanken allein sind schöpferisch oder destruktiv. Sie allein machen, sie allein sind Geschichte. Der Rest ist bloße Ausführung und gerät so subaltern, wie die Ausführenden sind; man sehe sie sich an, von Napoleon bis zu Hitler, Stalin oder Roosevelt.

Inmitten dieser die Universitäten überschwemmenden Intoleranz mußten die Corps, wenn sie nicht untergehen wollten, entweder klein begeben und sich mit überschwemmen lassen, indem sie dem Ungeiste der Umwelt ihre Schleusen öffneten (wie das die Orden getan hatten, die fritzisch angefangen und jakobinisch geendet waren), oder aber sie mußten dem Panier der Intoleranz das Panier der Toleranz entgegenstellen – welche sich aus der gemeinsam beschworenen Freiheit ergab und immer aus ihr folgen wird – und mit ihr den neuen, von Goethe und Schiller empfangenen Geist unter den Studenten durchsetzen.

Und das taten sie. Gegenüber den staatlichen Anmaßung und dem Nationalitäts-Begriffe der Burschenschaft fügte Moenania in seine 1814 beschlossene Verfassung 1819 den Satz ein:

„Ein politischer Zweck ist ihr (d. h. der Gesellschaft der Mainländer) fremd.“

Ebenso sagte Rhenania Tübingen in seiner Konstitution 1827:

„Alles, was sich auf den Staat und seine Einrichtungen bezieht, ist uns fremd.“

Am deutlichsten sprach Rhenania Bonn, indem sie sich 1820

„fern allen politischen Absichten, die nur den Untergang aller Burschenfreiheit herbeiziehen“,

konstituierte⁶⁹⁾.

Es konnte nicht ausbleiben, daß der Zeitgeist, welchen nicht Goethe, sondern Jahn bestimmte, den Corps, die ihm widersagten, feind sein und bleiben mußte; und die Gefahr, ihm zu unterliegen, wuchs noch, als der Aberglaube an den Fortschritt, der Aberglaube, dem schon die Renaissance, die Aufklärung und die französische Revolution gehuldigt hatten, 1848 zum ersten studentischen Progreß führte (den zweiten haben wir jetzt nach dem Zusammenbruche erlebt), welcher die bürgerliche levée en masse von den Pariser Straßen in die Hörsäle verpflanzen wollte.

Wider diesen Progreß schlossen sich die Corps im selben Jahre 1848 zum Hohen Köseener Senioren-Convents-Verbande zusammen.

Und abermals faßten sie – wie bei der Freundschaft und der Toleranz – ihren Kosmopolitismus erst ins Wort, nachdem sie durch den Angriff des

⁶⁹⁾ Sämtliche Zitate bei Angerer a. a. O., S. 93.

Progresses auf ihre Menschlichkeit gelernt hatten, wie notwendig es war, zu sagen und festzulegen, was sie von ihrer mehr und mehr sich säkularisierenden Umwelt schied.

Das begann mit dem Entschlusse des Heidelberger SC⁷⁰⁾, den Grundsätzen in der Studentenschaft entgegenzutreten,

„die unseren praktischen und im Laufe von Jahrzehnten bewährten Institutionen geradezu entgegenlaufen.“

Welche „bewährten Institutionen“ gemeint waren, darüber erfahren wir etwas aus der Instruktion, welche der Heidelberger SC seinen Delegierten zu jener berühmten Jenaer Corps-Versammlung vom 15. bis zum 17. Juli 1848 mitgab, auf welcher – wie Erich Bauer⁷¹⁾ jetzt nachgewiesen hat – der HKSCV gegründet worden ist, nämlich⁷²⁾: das Ausschließen aller „politischen Zwecke und Tendenzen“.

Folgerichtig steht in den Urstatuten (wie sie laut Bauer⁷³⁾ in der Handschrift Gö II enthalten sind), daß die Corps sich an allgemeinen studentischen Zusammenschlüssen nur dann beteiligen werden⁷⁴⁾, wenn deren Kompetenz „nicht in Collision mit den Interessen und Grundsätzen des Corps geräth“, wobei ausdrücklich in die Definition der Corps aufgenommen wird, daß sie den einzelnen Mitgliedern keine „bestimmte politische Richtung vorzuschreiben“ haben⁷⁵⁾.

Der Köseener Congress von 1861 greift⁷⁶⁾ diesen Gedanken auf: der SC-Verband soll⁷⁷⁾

„mit gleicher Sorgfalt darüber wachen, daß der Burschenfreiheit von Außen kein Eintrag geschehe.“

Dieser Gedanke wird durch den Heidelberger SC in seinem Schreiben vom 8. 8. 1862 an den SC zu Erlangen näher begründet⁷⁸⁾ und (in § 1) zusammengefaßt:

„Zu allen Zeiten wird zu befürchten sein, daß wissenschaftliche Tendenzen in den Zweck der Corps hineingezogen werden könnten; so sehr auch wissenschaftliche Bestrebungen und besonders geistige Regsamkeit der einzelnen Mitglieder eines Corps zu wünschen und zu fördern sind, so müssen sie doch aus den Zwecken des Corps als die einheitlichen Pflichten und Ziele derselben beeinträchtigend un-

⁷⁰⁾ niedergelegt in seinem Briefe vom 15. Juni 1848 an den SC zu Göttingen („Einst und Jetzt“, 1958, S. 24).

⁷¹⁾ „Einst und Jetzt“ 1958, S. 20 bis 41.

⁷²⁾ Ebenda auf S. 29.

⁷³⁾ Ebenda auf S. 39.

⁷⁴⁾ Ebenda auf S. 32.

⁷⁵⁾ Ebenda auf S. 34.

⁷⁶⁾ laut Robert Paschkes ergänzender Untersuchung über die der Gründung des Verbandes folgenden Ereignisse („Einst und Jetzt“, 1959, S. 88–105).

⁷⁷⁾ Ebenda auf S. 89.

⁷⁸⁾ Ebenda auf S. 90.

bedingt ausgeschlossen bleiben. Noch mehr als das Hineinziehen wissenschaftlicher Tendenzen ist in der heutigen Zeit das Hineinziehen politischer Tendenzen in die Zwecke der Corps zu befürchten.“

Hier ist zur politischen schon die wissenschaftliche Freiheit und Offenheit für jede ehrliche Überzeugung hinzugekommen; und Beides wird im II. Teile des Entwurfes, den der Göttinger SC 1864 vorlegt⁷⁹⁾, im Einzelnen dargelegt und verantwortet.

Den letzten Schritt tun dann die 1865 vom SC zu Breslau entworfenen und vom Köseener Congress 1866 beschlossenen Statuten in ihrem § 38, welcher bereits Alles das bestimmt, was im Grundsatzartikel 1 unserer heutigen Statuten steht:

„Das Corps ist eine Vereinigung von immatrikulierten Studenten derselben Hochschule zur Aufrechterhaltung eines wahrhaft gebiegenen Studententums mit vollständiger Freiheit des Einzelnen in religiöser, wissenschaftlicher und politischer Beziehung.“

Damit stand der Verband allen ehrenwerten Studenten gleich welcher Überzeugung und Herkunft offen, und die letzte Folgerung Goethes und Schillers war im akademischen Raume erreicht: der Kosmopolitismus, welcher in der Freude des Bundes⁸⁰⁾ alle Menschen zu Brüdern macht —

„Alle Menschen werden Brüder,
wo dein sanfter Flügel weilt,“
rühmt Schiller der Freude nach —

der Kosmopolitismus, welcher die Personen vereint —

„Wem der große Wurf gelungen,
eines Freundes Freund zu sein,
wer ein holdes Weib errungen,
mische seinen Jubel ein“ —

der Kosmopolitismus, der die selbstherrlichen Persönlichkeiten ausschließt —
wer keine Seele zu gewinnen vermag,

der „schleiche sich aus diesem Bund“ —

dieser Kosmopolitismus der Menschlichkeit, welcher aus der Gedankenfreiheit Friedrichs des Großen folgt.

⁷⁹⁾ Ebenda auf S. 103/104.

⁸⁰⁾ dem Schiller seinen Hymnus „An die Freude“ — aus welchem die folgenden Zitate stammen — gewidmet hat.

C 2. In ihrer Praxis

Der Klarheit, mit welcher die ältesten Corps im 18. Jahrhunderte und die Gründer unseres Verbandes in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gewußt und festgelegt haben, was sie wollten, dieser Klarheit verdanken wir es, daß unser Verband den Zeitströmungen nicht erlegen ist, die in den Gründerjahren durchbrachen und Europa überfluteten. Sie waren immerhin so stark, daß sie an zwei Stellen auch in den Köseener eindrangen, und daß den Aktiven das Bewußtsein abhanden kam, was der Grundsatz, welchen der § 38 der Statuten von 1866 so vorbildlich ins Wort gefaßt hatte, was dieser Grundsatz bedeutete, und was er forderte.

Der Zeitgeist drang erstens mit dem Siege des Ramsch- und Pistolenduells romanischer Herkunft über das ständische der vorangegangenen hundert Jahre⁸¹⁾ ein und zweitens mit dem Siege des nationalstaatlichen Denkens, welches noch 1914 die Aufnahme der österreichischen, böhmischen und mährischen Corps in den Köseener SC verhinderte⁸²⁾.

Sowohl der Sieg jenes romanischen Duells als auch die Ablehnung dieser in der Donaumonarchie seit dem Schillerjahre 1859 der Reihe nach gegründeten Corps würde unmöglich gewesen sein, wenn der Köseener Grundsatzartikel im Bewußtsein der Aktiven nicht vom Zeitgeiste überdeckt worden wäre.

Indessen war der Grundsatz nicht etwa abgeschafft worden, sondern er galt weiter; und die 80 Jahre, in denen nach ihm gelebt worden ist, waren stärker als die 40 Jahre, in denen er nur mehr vegetativ fortgepflanzt wurde: die geprägte Form — und nicht die menschliche Unzulänglichkeit — prägte die lebende Entwicklung.

Der Grundsatz überwand die Irrtümer der Zeit. 1919 wurden die österreichischen, böhmischen und mährischen Corps recipiert, und beim Erlanger Verbände-Abkommen erkannte 1922 der HKSCV in Übereinstimmung mit seinem Grundsatzartikel zusammen mit den anderen waffenstudentischen Verbänden ausdrücklich an⁸³⁾, daß es nicht unehrenhaft sei, ein Duell zu verweigern.

Als die Corps nach 1933 verboten wurden, haben wir tapfere Zeugen der Treue zu den verfehmten Corpsbrüdern und des Widerstandes gegen das öffentliche Unrecht gestellt, die ihr Leben für ihre Überzeugung dahingegeben haben.

Nach dem Zusammenbruche mußten die Corps entweder fähig sein, von ihrem Fundamente aus den Verband von neuem aufzubauen, oder sie mußten abtreten. Aber das Fundament war stark genug. Auf ihm beruht die neue Ehrenordnung des Jahres 1957. Auf ihm beruhen die Jahrbücher

⁸¹⁾ Hierzu vergleiche „Das kanonische Urteil der katholischen Kirche über die Mensur im 19. Jahrhunderte“, „Einst und Jetzt“, 1962, Abschnitt 3 und 5.

⁸²⁾ Hierzu vgl. das Köseener Handbuch 1953, S. 110 bis 124.

⁸³⁾ Köseener Festschrift 1958, S. 29.

des Vereins für corpsstudentische Geschichtsforschung, auf ihm die Festschriften, auf ihm die Kösener Arbeitstagungen, auf ihm die Festakte des jährlichen Congresses, unter dem Hamburger VAC-Vorstande ins Leben gerufen und heute bereits zur Selbstverständlichkeit geworden. Und dies in einer Umwelt, welche die Fehler der Gründerjahre nicht abgelegt, sondern vermehrt hat.

Umsonst hatte Friedrich Nietzsche⁸⁴⁾ gewarnt:

„Dem ganzen höheren Erziehungswesen in Deutschland ist die Hauptsache abhanden gekommen: Zweck sowohl, als Mittel zum Zweck. Daß Erziehung, Bildung selbst Zweck ist, und nicht „das Reich“, daß es zu diesem Zweck der Erzieher bedarf, und nicht der Gymnasiallehrer und Universitäts-Gelehrten, man vergaß das. Erzieher tun nat, die selbst erzogen sind, überlegne, vornehme Geister, in jedem Augenblick bewiesen, durch Wort und Schweigen bewiesen, reife, süß gewordene Kulturen, nicht die gelehrten Rüpel, welche Gymnasium und Universität der Jugend heute als „höhere Ammen“ entgegenbringt. Die Erzieher fehlen, die Ausnahmen der Ausnahmen abgerechnet, die erste Vorbedingung der Erziehung: daher der Niedergang der deutschen Kultur. Was die „höheren Schulen“ Deutschlands tatsächlich erreichen, daß ist eine brutale Abrihtung, um, mit möglichst geringem Zeitverlust, eine Unzahl junger Männer für den Staatsdienst nutzbar, ausnützbare zu machen. „Höhere Erziehung“ und Unzahl, das widerspricht sich von vornherein.“

Offen erklären heute die Universitäten, daß sie ihrem Erziehungsauftrage nicht mehr gerecht zu werden, und daß sie das Studium Generale nicht durchzuführen vermögen. Wir zitieren aus dem Rundschreiben des Kösener Vortrages vom 15. 3. 1958 über „die Stellung der studentischen Gemeinschaft im Raume der Hochschule:

„Die Magnificenz zu Münster, Herr Prof. Dr. Trier, erklärte auf dem Festakte des KV am 2. Juni 1957, „daß die Korporationen kennzeichnende Eigentümlichkeiten unserer Universitäten seien. Sie seien notwendig wegen ihrer erzieherischen Aufgabe, die im Binnenraum der Universität nicht vollzogen werden könne, ohne das Wesen der deutschen Universität von Grund auf zu ändern.“

Was Prof. Trier über die Gegenwart sagte, hat die Magnificenz zu Frankfurt, Herr Prof. Dr. Coing, am 17. 1. 1958 in Hamburg über die Vergangenheit gesagt: „Man solle mit jener Romantisierung Schluß machen, die die Universitäten früherer Zeiten als Stätten universaler Bildung preist, die sie nie gewesen sind. Von der Gründung der ersten Universitäten an habe die Berufsausbildung an ihnen eine entscheidende Rolle gespielt, und von 46 Universitäten des Mittelalters seien nicht weniger als 28 ohne philosophische und

theologische Fakultät, also reine Fachschulen für Juristen und Mediziner, gewesen.“

Diesem Urteile der Magnificenzen stimmen wir hinsichtlich der Universitäten von der Renaissance bis zur Gegenwart zu. Die Universität der letzten 400 Jahre ist Lehranstalt, nicht Erziehungsanstalt.

Daß sie nur lehren und nicht erziehen konnte und kann, folgt aus ihrem falschen Leitbilde, dem der voraussetzungslosen Wissenschaft. Dieses Leitbild erlaubt zwar das Sammeln von Tatsachen und daher auch, in diese Tatsachen lehrend einzuführen; aber es erlaubt keine Erziehung. Denn erziehen kann man nur auf dem Grunde allgemeingültiger und darum den Erzieher ebenso wie den Zögling verpflichtender Voraussetzungen.

Folglich liegt die Erziehung im Raume der Hochschule statt ihrer den studentischen Gemeinschaften ob, und zwar denjenigen, die von solchen allgemeingültigen Voraussetzungen ausgehen.“

So bleibt es bei dem Auftrage der „kleinsten Schar“, nach welcher Goethe gerufen hatte; und der HKSCV wird einmal daran gemessen werden, ob er in seinen Corps diesem Auftrage gerecht geworden ist oder nicht. Daß er kraft seines Grundsatzes in der Freundschaft, der Toleranz, dem Widerstande gegen jegliches Unrecht und dem Kosmopolitismus das Fundament dazu besitzt, wird immer der Ruhm und die Ehre jener Männer sein, die im Geiste und nach dem Vorbilde Goethes und Schillers vor 170 Jahren aufgestanden sind und sich vor hundert Jahren zusammengeschlossen haben.

⁸⁴⁾ „Götzendämmerung“, aus dem 5. Abschnitte des VIII. Teils.